



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

1.

P la u d e r e i e n a u s M a i n z.

Der Rhein und der Zapfenstreich. — Biberich und die Fremden. — Schnelle Reisen. —
Die Literaten. — Der Kölner Dom und der Hamburger Brand.

Ueber mir der dunkle Abendhimmel mit seinen Gestirnen, vor mir der Rhein mit seinen stillen Fluthen, von gespenstischen Dampfsschiffen durchzogen, geschäftige Menschen mit Laternen eilen wie Irrlichter am Ufer hin und her, die lange Rheinbrücke steckt wie ein Leviathan den Riesent Leib über den breiten Fluß, die Rheinhählen klappern stille Abendsprüche, der Mond schleicht sich leise aus den Wolken, um unbemerkt sein Reich zu belauschen; ich aber sitze am Fenster, und der warme Nachtwind lüftet das Papier, auf welchem ich Ihnen schreibe, mit neckischem Spiele. Wenn nur der Zapfenstreich nicht wäre! Da kommen die dreißig österreichischen und preussischen Trommler, und stören meinen stillen Nachtgenuß und wecken den Rhein aus seinem ersten Schummer. Welch Gewirbel! Nun ja, wir wissen ja, daß Ihr unsere Herren seid, Männer des Kriegs, wir erkennen Eure Herrschaft, Eure Macht an, nicht nur wir, sondern auch unsere Weiber und Töchter. Warum müßt Ihr uns jeden Augenblick daran erinnern? Wahrlich der Himmel wachet, daß der Glückliche nicht übermüthig werde. Zeigt mir einen schöneren Punkt der Welt, als dies Mainz, das wie ein glückliches Kind am Busen des Rheins schlummert, von Neben bekrängt — sorgenlos und fröhlich! Aber um es vor Uebermuth zu bewahren, hat es der Herr zu einer Bestung gemacht, und österreichische und preussische Sporen und Schwerter klirren durch seine Straßen, und mitten im tiefsten Frieden ruft ihr Anblick ein memento mori, gedenke des Kriegs, in die Seele. Sonderbares Schicksal des Rheins und seiner Bewohner, von der Natur zum Frieden, zum Genuß, zur ruhigen Beschaulichkeit geschaffen, wurden sie immer ein Werkzeug wilden Streits. Welcher deutsche Fluß trägt den Stempel heiliger Ruhe,

wie der Rhein? Weber die Elbe, noch die Donau! Und doch war immer der Rhein bestimmt, der Schauplatz aller deutschen Feinden zu sein; seit den Römerzeiten bis zu den Tagen der deutschen Raubritter, seit dem rauhen Mittelalter bis auf die parfömirte Epoche Ludwigs XVI., seit der Marsseilaise bis auf Nikolaus Becker. Dieses Festungsleben giebt nur Mainz eine Monotonie, die, wenn es nicht wie eine Nonne gezwungen wäre, hinter Miegel und Mauern zu wohnen, bald in die bunteste Mannichfaltigkeit sich verändern würde. Dies ist es, was das benachbarte Sibirisch zu einer so gefährlichen Rivalin unserer Stadt erhebt. Die Fremden, die nicht durch Trommelschlag und türkische Musik aus ihrem Morgenschlaf geweckt, durch Thorsperrre in ihren Abendspaziergängen gehemmt werden wollen, siedeln sich in Sibirisch an, und Mainz muß mit stillen Aerger zusehen, wie die fette Nachbarin alle die Reisenden anlockt, die sonst gewohnt waren, hier ihr Romadenzelt aufzuschlagen. Bei dem Allem kann man nicht läugnen, daß Mainz, trotz aller Nebenbuhlerschaft, dennoch jetzt mehr Fremde in einem Jahre beherbergt, als früher in drei Jahren. Wie sollte es auch fehlen? Niugs der Taunus mit seinen Bädern und duftigen Bergen, dort der Rheingau mit seinen Weinstöcken und Burgruinen, zu welchem dienstfertige Dampfschiffe jede Viertelstunde führen. In wenigen Minuten führt der eiserne Weg nach Wiesbaden, in einer Stunde nach Frankfurt, und Mannheim und Heidelberg sind jetzt so nahe. Welche Städte, welche Gegenden kann der eilige Fremde durchziehen, in einem einzigen Tage durchziehen! Die Sonne geht auf, und er ist am Rhein, und ehe sie untergeht, war er an den Ufern des Neckars und des Mains, hat die Statue Guttensbergs begrüßt, der Aula Heidelbergs seine Ehrfurcht gezollt und in dem Frankfurter Römer an die alten deutschen Kaiser und an den jungen Zollverein verschiedene dumme und geistreiche Bemerkungen geknüpft.

Was nun unser inneres Stadtleben betrifft, so ist es allerdings weniger reizend, als die äußere Natur, und die Poesie würde hier, wie Diogenes mit seiner Laterne, lange herumsuchen, ehe sie etwas fände, was in ihren Bereich gehört. Die kleinen Romane zwischen der Garnison und den hübschen Mainzerinnen — wobei der erwähnte Zapfenstreich gar oft als *deus ex machina* erscheint — gäben allerdings Stoff für allerlei Paul de Kock'sche Talente; glücklicherweise fehlt es in Deutschland an solchen Talenten! Lether fehlt es aber auch an andern, und grade hier in Mitte einer so schönen Natur, in Mitte mannichfaltiger Bilder, welche die Fremden tagtäglich bringen — kein Poet von irgend einer Bedeutung, in Mitte vielfacher politischer Anregung und einer sehr liberalen Censur, kein Publicist, keine Presse, die sich mehr als ein *locales* Interesse zu erwerben versteht. Dr. Andree, der, so lange er hier die Mainzer Zeitung redigirte, der Mittelpunkt einer Partei war, hat, seitdem er Mainz verlassen, eine bedeutende Lücke verursacht. Wir haben

auffer der Mainzer politischen Zeitung drei Unterhaltungsblätter: das Rheinland von Wiest, der rheinische Telegraph, von einem ehemaligen Arzt Dr. Reis redigirt, und die Mainzer Unterhaltungsblätter, welche ein Herr Bölsche leitet. Das erste und das letzte Blatt liegen im Kriege mit einander, wobei Wiest manchen guten Spass bringt. In diesen drei Blättern besteht die ganze Mainzer schöne Literatur, denn Berthold Kuerbach, der seit zwei Jahren hier wohnt, ist blos als Gast zu betrachten. Ein talentvoller junger Poet, Kalisch, von dem die elegante Zeitung einige gelungene Arbeiten enthielt, ist gleichfalls eine exotische Pflanze, die sich zufällig hierher verirrt. Was den Buchhandel betrifft, so ist er nicht geeignet, junge Talente aufzumuntern und anzuziehen. Die beiden wohlhabendsten Handlungen beschäftigen sich nur mit dem Verlag von Gebetbüchern und katholischen Schriften; eine dritte gedenkt nach Magdeburg überzusiedeln. Ein geschichtliches Werk über Kur-Mainz, das bedeutendste, was über diesen Gegenstand bisher geliefert wurde, hat hier nicht ein Mal einen Verleger gefunden und mußte nach Hamburg wandern. Dies ist das Schicksal des gedruckten Wortes in der Stadt Guttenbergs.

Daß sich auch hier ein Dombauverein gebildet hat, wissen Sie wohl. Es gab zwar Anfangs eine Opposition, die da meinte, daß, wenn wir Dome bauen wollen, wir zuerst bei unserm eigenen anfangen sollten, indessen wollte man den alten Vorwurf, die Mainzer seien aus alter Anhänglichkeit an die Franzosen gegen jede deutsche Sache, von sich ablehnen, und so bildete sich ein kleines Comité. Doch werden die Beiträge schwerlich auf fünfzig Millionen sich belaufen, um so weniger als die öffentliche Theilnahme durch das beispiellose Unglück Hamburgs zu ganz andern Besteuern sich gedrungen fühlt. Das wirklich großartige Beispiel, welches das benachbarte Frankfurt gegeben, wo der Senat gleich den Tag, nach welchem die Nachricht von dem gräßlichen Brande eintraf, aus den Kassen der Stadt eine Unterstützung von einmahlunderttausend Gulden votirte, während zugleich ein Comité von Privatmännern eine Collecte veranstaltete, welche eine gleiche Summe einbrachte; dies Beispiel wirkte electricisch auch auf Mainz, und Sie werden hoffentlich bald schöne Resultate hören. Der Kölner Dombau hat durch das Hamburger Unglück einen harten Stoß bekommen, und Deutschland wird seinen Ueberfluß und seine Wohlthätigkeit jetzt einer ganz andern Stadt zuwenden, als dem reichen Köln.

2.

Frack, Wohlgeboren und Tabakspfeife.

Welches ist das revolutionärste Blatt in Deutschland? Der allgemeine Anzeiger der Deutschen, der in Gotha herauskommt. Der allgemeine Anzeiger wird sich verwundert stellen. Aber glaubet seinem naiven, unbefangenen Lammögeflächte.

nicht! Das ist so einer der beliebten Kniffe des heutigen Jacobinismus, ein ganz unschuldiges Ansehen anzunehmen. Es ist einmal Zeit, ihm die Larve vom Antlitz zu reißen.

Hört, was der allgemeine Anzeiger vorschlägt. Erstlich, sich, statt mit der bisher üblichen dritten Person des Plurals, mit Du anzureden. Zweitens, den Frack abzulegen und den Ueberrock wieder zu Ehren zu bringen. Drittens, das Wohlgebornen auf den Briefen ganz wegzulassen. Viertens, nicht mehr Tabak zu räuschen.

Erstens wissen wir Alle, von wie großer Wichtigkeit für uns Deutsche die dritte Person ist. Wir können Nichts unmittelbar vornehmen, nirgends in gerade, freie Beziehung zu einem zweiten treten, ohne daß die dritte Person hinzutrete, Alles, was wir thun, heiligte und mit einem mystisch-religiösen Stempel versehen. Der Deutsche kann Nichts drucken lassen, er kann nicht unmittelbar und frei von der Leber weg mit seinen Landsleuten sprechen; die dritte Person, der Censor, steht dazwischen. Der Deutsche schließt keinen Kauf ab, verheirathet sich nicht, ohne die beliebte dritte Person. Dayer sind wir Deutsche auch keine Einheit, wir reden uns nicht einmal mit dem „Er“ des Singular an, sondern wir sind überall eine Mehrheit. Wir sagen nicht: Hast Du, oder hat Er gefrühstückt? sondern wir sagen: Haben Sie gefrühstückt? indem wir damit leise andeuten, daß wir, als alleinstehend, nichts sind, daß wir überall auf die dritte Person Rücksicht nehmen müssen, und daß wir ohne Erlaubniß derselben nicht frühstücken können. — Dazu kommt, daß uns durch diese Anrede in der dritten Person es ganz unmöglich gemacht ist, einander Grobheiten zu sagen. Spricht Jemand zu Dir: Sie sind ein Dummkopf, so kannst Du immer noch zweifelhaft sein, ob Du der Dummkopf bist, oder die dritte Person, ohne deren Gemeinschaft und ohne deren Dazwischentreten Du nie etwas unternehmen kannst. Die Anrede durch „Sie“ ruft uns stets in das Gedächtniß zurück, daß wir Gesellschaftsthier, und für alles, was wir thun, der Societät verantwortlich sind. — Was für eine ungeheure Revolution würde also eintreten, wenn wir uns plötzlich Alle mit Du anredeten! Wir würden mit einem Male aus dem Zustande der Gesellschaft in den der Natur zurückgeschleudert werden. Wir würden nicht mehr Geheimräthe, Hofräthe, Registratoren u. s. w. sein, wir wären plötzlich insgesammt Brüder, Glieder Einer Familie. Welcher Jacobinismus! Und man erinnere sich, daß aber auch damals der gemeinste Sandeulotte von den Bänken der Zuhörer aus dem Redner auf der Tribüne zurufen konnte: Robespierre, Du bist ein Aristokrat.

Dieser erste Vorschlag des jacobinischen allgemeinen Anzeigers hängt ganz genau mit dem dritten zusammen, auf den Briefen das Wohlgebornen fortzulassen. Freilich könnte man, wenn man die Sache weniger scharf ansähe, glauben, dieser Antrag sei von einem Aristokraten ausgegangen. Denn das Wohlgebornen auf den Briefen stellte doch bis jetzt eine gewisse allgemeine Gleichheit unter den Menschen her, indem es uns daran erinnerte, daß wir alle gleich und wohl geboren, daß wir in sofern alle gleichsam Menschen seien, und mit gewissen Rechten schon auf die Welt kommen. Aber hieron hat wohl jener Jacobiner im allgemeinen Anzeiger abgesehen, er hat eher daran gedacht, daß gewisse Menschen vielmehr mit Vorrechten als mit Rechten durch ihre Geburt allein begabt sind. Jener Jacobiner hat

vielmehr folgende Betrachtungen angestellt. In dem man dem Menschen selbst auf den Bräsen stets ins Gedächtniß zurückruft, daß er geboren sei, erinnert man ihn gleichsam daran, daß er sein Leben lang ein Kind und der Vormundschaft bedürftig bleibe. Man zerhöre jenes Wohlgeboren, und der Mensch wird ein Mann sein. Auch stellt ihm jene Anrede zu sehr sein fleischliches, sein körperliches Theil, zu sehr seine Beschränkung und Abhängigkeit von der Natur vor Augen. Haben wir diese Anrede vernichtet, so wird er sich eher erinnern, daß er ein freies, geistiges Wesen ist, und er wird nicht mehr durch seine Geburt, sondern durch das, was er gerade ist, schon etwas repräsentiren. O Jacobinismus!

Nun aber der Frack! Grausamer, Du willst uns den Frack rauben? Dieses Kleidungsstück, welches viel mehr, als der altdeutsche Rock, der Ausdruck unseres deutschen Wesens ist. Der Frack ist eine fragmentarische Kleidung, er ist der Ausdruck einer gewissen Zerrissenheit und auf jeden Fall von einem weltlichschmerzenden Schneider erfunden. Der Rock dagegen stellt eine gewisse Rundung dar, eine Abgeschlossenheit in sich selber. Der Mensch, der einen Frack an hat, beweist schon durch seine Kleidung, daß er sich nicht als Ganzes fühlt, daß ihm etwas fehle, daß er in Abhängigkeit stehe; weshalb diese Kleidung zu devoten Wisten die passendste ist. Der Mensch, der einen Rock an hat, sagt: Mich kümmert die ganze Welt nichts, ich fühle mich in mir befriedigt, und finde, wenn Ihr Alle mir nicht ansteht, in mir Hülfquellen genug, um Euch Alle zu entbehren. Nun sage, Mensch, Jacobiner, was sollen wir mit dem Rock? In dem Du vorschlagst, wir sollen den Frack ab- und den Rock anlegen, so meinst Du ganz gewiß: Deutschland, theures Vaterland, runde dich in dich selber ab, werde ein Ganzes, sei nicht demüthig dem Auslande gegenüber, bilde uns zu einer Nation, die stolz sein, einen Rock tragen, und überall im Rock erscheinen kann.

Mit der Tabakspfeife, das ist ein klüßlicher Punkt. Ihr Alle, die Ihr Tabak raucht, wißt, was für eine Macht die Tabakspfeife ist. Irgend etwas hat Euch in Hitze, in Wallung gebracht; da greift Ihr zur Pfeife, und mit dem Tabak verdampt Ihr all euren Unmuth, eine gewisse Behaglichkeit nimmt Euer ganzes Wesen ein. In dem Euch die Dampfwolken das Haupt umziehen, glaubt Ihr Euch in höhere Sphären, in eine himmlisch-ätherische Luftregion versetzt, und wenn Ihr von da aus die irdischen Dinge betrachtet, so scheint Euch Alles eben auch nur Dampf, vergänglichlicher Rauch. Das macht Euch — nicht revolutionär, das macht Euch genügsam stabil. Ihr werdet gegen alle umwälzerischen Attentate aufgebracht; denn Ihr seid überzeugt, daß sich jede Sache, gleich dem Tabak, doch von selber in Dampf auflösen wird. Ich gestehe, daß ich nicht so leicht hinter die revolutionären Mänke des allgemeinen Anzeigers gekommen wäre, wenn ich nicht, als ich ihn las, eine Pfeife von Vaninamischung Nr. 3 geraucht hätte. Und ich würde die jacobinische Propaganda jenes Gothaischen Blattes nicht so gut darstellen können, wenn ich nicht jetzt, wo ich diesen Aufsatz schreibe, eine Pfeife Blätterportorico rauchte.

Nun ich glaube, das gefährliche Treiben des allgemeinen Anzeigers deutlich und eindringlich genug dem Unwillen des Publikums, und besonders des tabakrauchenden, preisgegeben zu haben. Warum sind die Regierungen nicht schon längst auf dasselbe aufmerksam? Weil der allgemeine Anzeiger fein, sehr fein ist.

Nh. 3.